Familienblätter
Sonntags-Beilage
der Posener Zeitung.

Nr. 10. Posen, den 5. März. 1893.

Um ein Weib.

Novelle von Nora Perry, deutsch von Hans Werner. (Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Ein unerwartetes Wiedersehen nach langer Trennung gestaltet sich nie zu dem, was die Phantasie sich ausgemalt hat. Die Freude mag groß sein, aber niemals verwirklicht sich das, was man erträumt hat. In ihren Träumen von dieser Begegnung hatte Jessie stets dem Entzücken Worte geliehen, das ihr Herz erfüllte. In Wirklichkeit trat sie fast mechanisch vor und tauschte mit ihrem Besucher einen einfachen Händedruck. In der nämlichen landläufigen Art wurde auch das fünf Jahre lange Schweigen gebrochen.

Mit einem Blick, den sie kaum verstand, denn es kam ihr nicht zum Bewußtsein, daß diese fünf Jahre sie in ein Weib umgewandelt hatten, deren selbstbewußte Würde jedem Beschauer imponirte, sagte er dann:

„Ich freue mich, daß Sie so wohl aussehen, aber der Aufenthalt hier in Neapel ist für Sie sehr riskant. Ist es Ihre Schwester — ist sie Ihre Kranke?“

„Helene? — Ach, Sie wissen nicht?“

„Nein — ich weiß nichts.“

„Meine Schwester ist todt. Sie war niemals besonders kräftig, und in dem Winter, nachdem wir — in Maine gewesen, erkältete sie sich sehr heftig und hat sich nie mehr davon erholt. Als gleich darauf Harry in eine Boardingschule gebracht wurde, schlug mir Frau Lee, eine Bekannte Helenens, vor, sie auf Reisen zu begleiten. Sie ist mir eine liebe Freundin gewesen, aber ich fürchte, daß ich sie bald verlieren werde.“

Ihre Ruhe schien doch nicht Stand halten zu wollen. Die Angst, das Unerwartete der Situation brachte sie ins Schwanken. Als ihr Gefährte die Zeichen der Unruhe bemerkte, begann er in gleichmüthiger Weise von seinen eigenen Erlebnissen zu erzählen — seiner Ankunft in Rom zu Anfang der Saison, der Erneuerung seiner Bekanntschaft mit Dr. Benoni, den er vor Jahren schon in Amerika kennen gelernt hatte, und seinen Entschluß, jenen auf seiner gegenwärtigen Forschungsreise zu begleiten. Nichts wäre besser im Stande gewesen, seiner Zuhörerin ihre Ruhe wiederzugeben. Allein der Ton seiner Stimme beruhigte schon ihre Nerven; und als nun ein Ruf aus dem Krankenzimmer ihn unterbrach und er, im Begriff zu gehen, zu ihr sagte: „Ich werde heute Abend wieder vorsprechen, denn Sie könnten meiner vielleicht bedürfen,“ da schien es, als wenn die alten Tage in den fernen Wäldern von Maine wiedergekehrt wären.

An den beiden folgenden Tagen bedurfte die Kranke unausgesetzter Pflege und Jessie fand wenig Zeit für sich, ihre Hoffnungen und Befürchtungen. Am dritten Tage wurde die erstickende Luft in der Stadt durch einen leichten Wind hinweggetragen, der von den Bergen herüberwehte, und die Kranke begann sich so merklich zu erholen, daß in wenigen Stunden jede unmittelbare Gefahr beseitigt schien. Dieser reinere Lufthauch erreichte indeß nicht den unteren Theil der Stadt und die Opfer der Cholera mehrten sich in erschreckender Weise. Am 6. September hauste die Epidemie mit solcher Wuth, daß Hilferufe nach neuen Aerzten und Krankenpflegern nach allen Seiten hinausgesandt wurden. Spät am Nachmittage dieses Tages machte Dr. Benoni Frau Lee einen kurzen Besuch. Als er sie durch den kleinen Salon verließ, hielt er einen Augenblick inne.

„Signorina, ich habe Ihnen noch etwas zu bestellen“, begann er.

Jessie sah mit einem besorgten Blick auf.

„Mein Freund läßt Ihnen sagen, daß er vorläufig nicht im Stande sein wird, wie bisher bei Ihnen vorzusprechen. Sie wissen es vielleicht nicht, aber die Cholera ist stark im Wachsen und wir haben großen Mangel an Krankenpflegern. Signor Rushton hat in dieser Noth in edelmüthiger Weise seine Dienste angeboten und ich habe ihn eben bei Erfüllung seiner Pflichten verlassen.“

„Ist er — in einem der Hospitäler?“

„Ja, Signorina.“

Ein tödtlicher Schauer schien seiner Zuhörerin bis zum Herzen zu dringen. Schweigen und Trennung hatte sie getragen und war nicht unglücklich gewesen, denn irgendwo auf der Erde hatte er, von dem sie getrennt war, gelebt und sie die Jahre hindurch geliebt. Aber nun — jetzt — morgen, heute konnte er nicht mehr hier sein — nicht mehr in der Welt mit ihr. Ach! das konnte sie nicht tragen. Es war grausam — grausam. Bei diesem Gedanken schaute sie auf und begegnete einem verständnißvollen Blick voll tiefen Mitgefühls.

„Signorina, es ist nicht leichtfertige Waghalsigkeit, was unsern Freund sich in Gefahr begeben läßt. Vor langer Zeit habe ich in Ihrem Amerika seine traurige Geschichte erfahren. Wenn er dem Tode ins Auge sieht, um Leben zu retten in dieser furchtbaren Bedrängniß, sehen Sie nicht, theure Signorina, daß es so am besten ist — daß, wenn er lebt, er in gewissem Maße gesühnt hat, und daß, wenn er stirbt, er

die große Schuld bezahlt hat, Leben für Leben? O, Signorina, schon sein edles Bestreben scheint die Schatten verscheucht zu haben, die ihn umdüsterten."

Langsam rann Thräne auf Thräne die bleichen Wangen des Mädchens nieder, aber der tödtliche Schauer in ihrem Herzen hatte seine eisige Kälte verloren. Als sie endlich sprach, hatte ihre Stimme trotz aller Festigkeit einen seltsamen Klang.

„Sagen Sie ihm, daß ich ihn der Güte Gottes empfehle, ob sie ihn mir nun zurückbringt oder ihn für immer mir raubt."

Die Augen des Italieners füllten sich mit Thränen, und mit einer tiefen Verneigung murmelte er ehrerbietig:

„Nicht in meiner Macht liegt es, Gottes Segen auf einen seiner Engel herabzuflehen."

IX.

Am Nachmittage des achten September tönte durch die Straßen Neapels vom Bahnhofe bis zum königlichen Palast der enthusiastische Ruf: „Viva il secondo Padre della Patria!" als König Humbert, von seinem Bruder Amadeo begleitet, in die Stadt einfuhr. Die Straßen entlang wehten Fahnen wie bei einer festa und die Gesichter der Menge strahlten in ähnlicher Weise wie einst an dem Tage, als Viktor Emanuel als Befreier Italiens in Rom einzog. Der Weg führte die fürstlichen Besucher gerade an dem Hotel unserer Amerikaner vorbei und Jessie, die vom Balkon herabschaute, fühlte ihr Herz sich erheben bei den begeisterten Rufen, welche die Luft durchtönten. Länger als achtundvierzig Stunden war sie das Opfer einer verzehrenden Angst gewesen. Zweimal in diesem Zeitraum hatte sie durch Dr. Benoni von dem einen gehört, bei dem ihre Gedanken beständig weilten. Er befand sich wohl und versah unermüdlich seine Obliegenheiten. So hatte der Arzt zuletzt berichtet; aber bereits waren fünf Stunden seitdem vergangen. Währenddessen hatte sie von dem Doktor nichts gesehen oder gehört und währenddessen erfuhr sie, daß die Seuche stündlich weiter um sich griff. Aus dem amtlichen Bulletin ersah sie überdies, daß einer der neapolitanischen Aerzte der Epidemie in Ausübung seines Berufes erlegen war und daß mehrere von den Krankenpflegern erkrankt waren, von denen einer bereits im Sterben läge. Während ihre Gedanken mit allen den betrübenden Möglichkeiten beschäftigt waren und den Schmerzen nachhingen, die ihr insbesondere daraus entstehen könnten, tönte der begeisterte Ruf zu ihrem Ohre: „Viva il secondo Padre della Patria!" Wie sie auf die von Enthusiasmus belebten südlichen Gesichter niederschaute und jener Ruf wieder und wieder ertönte, empfand sie etwas von dem gleichen erhebenden Gefühl, das über sie gekommen war, als Dr. Benoni vor wenigen Tagen so beredt zu ihr gesprochen hatte. Für den Augenblick beherrschte die grausige Heimtücke der Krankheit ihre Gedanken nicht mehr und auch die schreckliche Einsamkeit der letzten fünf Stunden schien gebrochen. Wie sie da hörte und sah, kam sie sich vor wie einer großen Armee zugehörig — in dem Gedränge der Schlacht sollte sie leben oder sterben oder mehr als das Leben aufgeben. Als der Zug die Straße hinab verschwand und die Rufe immer schwächer wurden, kehrte sie in den Salon zurück und warf sich, obgleich Protestantin, vor einem Madonnenbilde auf die Kniee. Es war eine Kopie von Fra Bartolomäos „Misericordia di Lucca", jenes wohlwollenden Antlitzes, das für das menschliche Mitgefühl typisch ist. Doch war es kein Gebet, kein Flehen um Glück, keine Bitte, daß ein furchtbares Loos abgewandt werden möge, die augenblicklich ihre Seele bewegte, sondern mehr ein gänzliches Aufgeben aller persönlichen Wünsche, das nicht das Ergebniß der Verzweiflung, sondern ein sich Fügen in den höheren Willen ist. Ein stummes wortloses Gebet um Kraft zum Leben in einer Welt, die schlimmer als leer, wenn ihre Befürchtungen sich erfüllten, mochte wohl mit emporgestiegen sein, denn sie war zu dem Glauben gekommen, daß das Befürchtete das einzige, mögliche Ende sein könne. Allmählich jedoch, wie sie da kniete, wanderten ihre Gedanken zu einer früheren Zeit zurück — zu ihrer Kindheit, als das Leben so schön vor ihr lag; zu den Mädchenjahren dann, als sie, plötzlich beider Eltern beraubt, bei ihrer Schwester den Schutz und Schirm gesucht hatte, dessen sie auf so traurige Weise beraubt worden war. Ihr ganzes Leben, wie es jetzt an ihrem Geiste vorüberzog, war verdüstert von den Schatten von Mißgeschick und Tod. Es ist das Loos manches Menschen, so im Schatten zu wandeln — ein Loos, das kein Bestreben, kein verzweifeltes Ringen zu verbessern vermag. Aber war bei alledem nicht die eine Freude, die ihr geworden, wenn auch umwölkt von dem tiefsten Schatten, wenn auch von Trennung begleitet, wenn auch jetzt vom Tode bedroht — war nicht diese große Freude ein Besitz, der innerlich schwerer wog als jenes Alles? Diese Frage kam ihr plötzlich wie eine Erleuchtung. Ach, was auch das Ende sein möge, das kann mir nicht genommen werden, kam es von ihren Lippen. Ihre Stimme erweckte sie aus den Gedanken. Sie schaute auf; der späte Sonnenuntergang färbte alles in dunkler Gluth, ein rother Lichtschein strömte zwischen den Vorhängen hindurch und ergoß sich bis zur Thür, von welcher ein dringliches Klopfen ertönte. Es war Antonio mit einem Briefe. Die Handschrift der mit Bleistift geschriebenen Zeilen war deutlich erkennbar, ihr Anblick trieb ihr das Blut in die Wangen. Ah! das Ende war noch nicht da. Eilig riß sie den Umschlag ab und fand darin, flüchtig auf ein Blatt geworfen, folgende Zeilen:

Dr. Benoni ist an der Cholera erkrankt. Wir hoffen ihn aber zu retten. Wenn Sie einen Arzt brauchen, wenden Sie sich an Dr. Arzelio in Palazzo Bassano. Er wird Sie von jedem Wechsel in der Situation unterrichten. Ihr ergebener

James Rushton."

Dr. Benoni, der im Osten Mal für Mal der Cholera entgegengetreten, war von ihr niedergeworfen! das war furchtbar. Was würde sie zunächst erfahren?

Langsam ging die Zeit dahin. Es war früher Abend, als ihr der Brief gebracht worden, und Stunde um Stunde harrte sie weiterer Nachrichten.

„Er wird Sie von jedem Wechsel unterrichten", hieß es in dem Brief, und wie schnell tritt bei Cholerakranken ein Wechsel ein.

Langsam ging die Nacht dahin, der Morgen dämmerte und kam heran, die Mittagsstunde nahte und noch kein Wort.

„Wenn Sie einen Arzt brauchen, wenden Sie sich an Dr. Arzelio", entsann sie sich plötzlich. Ihre Kranke befand sich wohl, aber dennoch wollte sie nach Dr. Arzelio senden Er würde im Stande sein, ihr Näheres mitzutheilen. Antonio indeß brachte den Bescheid zurück, daß Dr. Arzelio zu einem Freunde gegangen sei — einem Arzt, der in einem der Hospitäler im Sterben lag.

„Hörten Sie den Namen des Arztes, Antonio?" fragte sie.

„Nein, Signorina; aber ich hörte sagen, daß es einer der Aerzte aus Rom wäre."

Bange pochte ihr Herz und eine plötzliche Angst überkam sie, als der Bursche hinzufügte:

„Sie sagten, der arme Doktor habe Keinen zur Pflege — seine Wärterin starb in der Nacht. Ach, es sind so viele Kranke, so viele Todte und Sterbende in den Hospitälern, Signorina." Und der Bursche bekreuzte sich mit einem Schauer der Furcht. Wenn die furchtbare Seuche einen der großen Doktoren aus Rom ergriffen hatte, konnte sie auch nach ihrem schönen Hotel heraufkommen, dachte er mit Entsetzen. Hatte die Signorina vielleicht sonst noch Befehle? Die Signorina aber hörte seine Frage gar nicht. Sie hatte sich abgewandt und stand schweigend an dem Balkonfenster, vor sich den wolkenlosen Himmel und die blauen Wasser des Golfes.

So war das Ende also gekommen. Er hatte die große Schuld bezahlt, Leben für Leben, während er seinem Freunde beistand. Das war das Ende, welches sie seit Tagen erwartet hatte, das Ende, auf welches sie vollkommen vorbereitet zu sein glaubte; dennoch aber gab der Schlag ihr jenes Gefühl des schmerzlichen Verlustes und der Vereinsamung, das der Tod immer bringt, wie sehr wir uns auch auf ihn vorbereitet glauben. Dann kam der Stachel der Reue, welcher niemals ausbleibt. O, wenn nur eine kurze halbe Stunde ihr vergönnt gewesen wäre, damit sie Worte gesprochen, gehört hätte, die nun für immer ungesprochen bleiben müssen! Als sie sich von dem Fenster abwandte, fiel ihr Blick auf die Madonna und nicht ohne eine leise Verwunderung gedachte sie ihres stummen Gebetes davor und ihrer Entsagung. Als sie davor kniete, war er mit ihr in der Welt, und jetzt — wo war er?

Bevor die Nacht kam, trat ein fühlbarer Wechsel der

Witterung ein. Die drückende Schwüle der Luft verschwand und ein kühler Wind wehte von den Bergen. Frau Lee empfand den belebenden Einfluß dieses Wechsels so wohlthuend, daß sie sich für kräftig genug erklärte, am nächsten Morgen nach Sorrent zu gehen. Hannah, die treue englische Dienerin, war damit sehr einverstanden.

„Das wird Ihnen ungeheuer wohlthun, Ma'm, und Fräulein Jessie auch; sie sieht ganz heruntergekommen aus."

Die Kranke richtete ihren Blick auf Jessies Gesicht und war nicht wenig erstaunt über die Veränderung, die in den letzten kurzen Stunden mit ihr vorgegangen war.

„Meine Liebe, Sie sehen ja aus wie ein Geist. Wie egoistisch Kranke doch sind! Warum hast Du mir das nicht gesagt, Hannah? Nein; Sie sollen nichts thun. Hannah wird das Packen schon allein besorgen. Nehmen Sie Ihren Hut und machen Sie mit der hübschen Lavinia einen Spaziergang; oder besser noch, nehmen Sie einen Wagen und fahren Sie eine Stunde spazieren. Und, Jessie, können Sie nicht Ihren und Dr. Benonis Freund holen lassen, damit er Sie begleitet? — Das wäre Ihnen doch wohl lieber."

Frau Lee konnte nicht das Zittern sehen, das Jessie überlief, sie beachtete auch nicht das flüchtige „Ich danke", das sie mit Anstrengung über die Lippen brachte. Auf ihr Lager gebannt, hatte sie wenig von dem erfahren, was in den letzten zehn Tagen um sie her vorgegangen war. Alle aufregenden Gespräche waren untersagt und von der Cholera war keine Andeutung bis zu ihr gedrungen. Sie zweifelte nicht daran, daß Angst und Sorge um sie und Mangel an Bewegung im Freien die einzige Ursache des üblen Aussehens ihrer Gefährtin seien.

Eine Fahrt über die Hügel wird ihr außerordentlich gut thun, meinte die gute Dame bei sich.

Jessie aber war zu unruhig, um einen Wagen zu besteigen. Sie erkannte indeß die Nothwendigkeit einiger Bewegung und mit Lavinia machte sie einen Gang über den hübschen Platz nach der nächsten Straße.

„Und vielleicht möchte Signorina in die Kirche hier nebenan gehen, wo gerade eine Messe für die armen Kranken gelesen wird", meinte die Italienerin, als man in die Nähe des Gotteshauses gelangt war.

Jessie hörte die Töne der Orgel und den Gesang des Chores und folgte gern der Anregung Lavinias.

Als sie in den nur schwach erleuchteten Raum trat, tönte ihr das volle Organ eines jungen Priesters entgegen, der sein Amt mit solcher Hingebung versah, mit solcher Inbrunst heiße Gebete zum Himmel emporsandte, in die sich die süßen Töne des Chores mischten, daß auch das nüchternste Gemüth hätte ergriffen werden müssen. Um wieviel mehr mußte das bei einer empfindsamen Seele geschehen, die durch die ausgestandene große Angst noch empfindsamer geworden war! Jessie gewährte es denselben Trost, den ihr vor wenig Tagen die enthusiastischen Rufe der Menge gebracht hatten. Wie damals verließ sie das Gefühl der Vereinsamung und sie erschien sich wie zu einer großen Armee gehörig, mitten im Gewühl der Schlacht. Schlachten aber schlägt man nicht, ohne Narben davonzutragen. Als sie mit Lavinia aus der Kirche trat, zeigte ihr Gesicht in dem Lichte der hellen Beleuchtung des Platzes Linien und Schatten, die vor wenigen Tagen noch nicht vorhanden gewesen waren. Die Italienerin bekreuzte sich, als sie beim Aufschauen diese Veränderung gewahrte, mit einer leisen Anrufung der heiligen Jungfrau. Später sagte sie zu Antonio:

„Irgend etwas hat die Signorina verändert. Sie sieht gar nicht mehr wie ein Mädchen aus; sie ist alt geworden wie die Mutter der Sorgen."

Statt den Weg durch den kleinen Salon zu nehmen, wie sie es zu thun pflegte, wenn sie sich in Frau Lees Zimmer begab, trat Jessie diesmal direkt aus dem Korridor dort ein. Die Kranke saß in ihren Kissen aufrecht und überwachte Hannah beim Packen. Herrin und Dienerin erhoben den Blick, als die Thüre sich öffnete.

„Meine Liebe, Sie sehen aus wie eine Großmutter in dem schwarzen Shawl!", rief Frau Lee aus; wirklich, er macht sie ganz grau. Legen Sie ihn ab, bevor Sie ins andere Zimmer gehen. Ihr Freund wartet da auf Sie seit zehn oder fünfzehn Minuten."

„Mein Freund!?"

„Ja; es war schade, daß Sie ihn nicht getroffen haben, er hätte mit Ihnen fahren können."

X.

Der schwarze Spitzenshawl glitt zu Boden.

„Lassen Sie mich Ihr Haar ordnen, Fräulein, ehe Sie in den Salon gehen — der Shawl hat es ganz in Unordnung gebracht", bemerkte die Dienerin. Als sie sich indeß erhob, um ihren Worten die That folgen zu lassen, wandte sich Jessie kurz ab und trat wieder auf den Korridor hinaus. Einen Augenblick stand sie draußen still, wie von einem Schwindel erfaßt. Ihr Freund — ihr Freund! O, es konnte nicht sein! Im nächsten Moment jedoch raffte sie sich entschlossen auf und öffnete die Thür zum Salon. Das Zimmer war hell erleuchtet und das Licht fiel voll auf sie, als sie näher trat.

Die üblichen Worte der Begrüßung traten von der Lippe ihres Besuchers zurück, als er ihr ins Antlitz schaute. Guter Gott! Wie hatte sie sich verändert! Es war dieselbe Veränderung, die auch Lavinia aufgefallen war.

„Sie sind krank gewesen!" rief er, Mitleid, Zärtlichkeit und Besorgniß im Tone.

„Nein, nein — nicht krank; aber meine ganze Kraft habe ich in diesen Tagen aufgerieben, denn ich glaubte, Sie wären von mir wieder fortgegangen, und für immer — meine ganze Kraft — mir ist keine mehr geblieben. Wenn Sie mich jetzt verlassen — wenn Sie mich jetzt verlassen —" Die Stimme versagte ihr, ihre Gestalt wankte, sie erhob die Hände mit einer unbeschreiblichen Gebärde des Flehens, die ihm tief ins Herz drang, seine stoische Ruhe und seine Entschlossenheit in alle Winde verjagte.

„Jessie, Jessie, mein armes Lieb, sieh mich an! Sieh", rief er leidenschaftlich, indem er die schwankende Gestalt mit den Armen umschloß. „Ich bin da; ich will Dich nie verlassen — nie, nie wieder, so lange ich lebe!" — — — —

Einen Monat später trafen ein Herr und eine Dame auf dem Wege von Sorrento nach Palermo in Neapel ein. Auf dem Bahnhofe wurden sie von einem bleichen schlanken Herrn empfangen.

„Jessie, sieh, da ist Dr. Benoni — er ist von Rom hergekommen, um uns nach Palermo zu begleiten."

„Wie liebenswürdig — wie wohl Sie aussehen, Herr Doktor."

„Und Sie, Signorina — ich bitte um Verzeihung, Signora — ich darf Ihnen gratuliren; Sie sehen viel wohler aus. Und Ihre Freundin, die kranke Dame?"

„Sie erholt sich täglich mehr. Uebrigens läßt sie sich Ihnen bestens empfehlen."

„Und Ihr Herr Gemahl — ich muß ihm Glück wünschen. O, Signor!"

Die beiden Männer schüttelten sich mit großer Herzlichkeit die Hände. Eine kurze Pause trat dann ein, welche Rushton mit den Worten unterbrach:

„Kommen Sie, Doktor, wir wollen ins Hotel zum Frühstück."

Als dem Kutscher der Name des Hotels genannt wurde, schaute Dr. Benoni mit fragendem Blick auf. Rushton nickte ihm leicht zu mit den Worten:

„Ja, wir gehen in unser altes Quartier. Meine Frau hat das Verlangen, dem jungen Bengel Antonio für seine Niederträchtigkeit ihre besondere Verzeihung zu Theil werden zu lassen."

Der Doktor lächelte, nicht ohne einige Verwunderung. Ihm waren die kleinen Unredlichkeiten und Uebertreibungen der italienischen Bedienten bekannte Dinge, und er vermochte daher die zeitweise Nachsicht der Herrschaft wohl zu begreifen. Er kannte indeß die Geschichte jener Stunden des Harrens und der Verzweiflung, an denen Antonios sensationelle Berichte und der Umstand schuld war, daß er eine spätere Botschaft

aus dem Hospital auszurichten vergessen hatte; und im Hinblick auf die Qualen, welche durch diese Nachlässigkeit verursacht worden waren, vermochte er jetzt das Verlangen der Signora nicht recht zu verstehen.

Selbst James Rushton verstand Jessie nicht vollkommen. Als sie indeß allein bei einander auf dem Deck des Dampfers saßen, der sie am Nachmittage desselben Tages nordwärts führte, wendete er sich halb scherzend an sie mit den Worten:

„Jessie, möchtest Du mir nicht sagen — wenn Du es kannst — warum Du diesem Antonio ein so freundliches Gefühl entgegenzubringen scheinst. Er ist ein hübscher Junge und lügt mit recht viel Anmuth. Ich will zugeben, daß er ganz überwältigt von Reue war, als er sich über Deine Hand beugte — übrigens hat er beim Hereinkommen wohl gesehen, daß Du ein halbes Francstück aus der Börse nahmst."

Jessie blickte ihren Mann mit einem feinen Lächeln an, das sich zu herzlichem Lachen verstärkte.

„Die Männer sind doch schwer von Begriff", meinte sie.

„Das will ich nicht bestreiten. Bitte, komme doch aber meiner Schwerfälligkeit in diesem Punkte zu Hilfe. Sage mir, warum Du diesen jungen Bengel nicht nur verziehen hast, sondern ihm gar noch dankbar dafür zu sein scheinst, daß er Dich fast in den Tod getrieben."

„Ich bin ihm auch dankbar. Wenn" — ihre Stimme sank zu einem Flüstern herab und ein leises Roth stieg in ihren bleichen Wangen auf — „wenn er mich nicht fast in den Tod getrieben hätte, wie Du sagst, wäre ich nicht hier bei Dir — wäre ich nicht Deine Frau. Du durftest an dem Abend sehen, was ich zu sagen nie vermocht hätte, daß meine Liebe für mich Leben oder Tod war. Kein Wort von mir, wenn ich es auch zu sprechen vermocht, hätte Dich davon überzeugen können."

Seine Hand schloß sich fest um die schmalen kleinen Finger, die sich in die seinen gestohlen hatten. Er vermochte im ersten Augenblick nicht zu reden, dann aber wiederholte er ihre Worte in jener halb scherzhaften Art, die sie so wohl kannte und hinter der sich so viel barg —

„Die Männer sind schwer von Begriff".

Wenig später, als der Wind sich aufgefrischt hatte und Jessie wohlverhüllt in ihrem Stuhl auf dem Verdeck saß, schritt ihr Gatte mit Dr. Benoni in ernstem Gespräch auf und nieder. Als sie einmal an der zurückgelehnten Gestalt vorüberkamen, wandte sich Rushton mit leiser Stimme an seinen Begleiter:

„Doktor, sagen Sie mir offen, wie Sie über den Zustand meiner Frau denken."

„Ich denke, lieber Freund, daß Sie sie sehr werden in Acht nehmen müssen. Sie hat lange von Hoffnungen und Einbildungen gelebt." Der Italiener sprach offen, denn er kannte die ganze Geschichte seines Freundes. „Die Signora hat kein organisches Leiden, sie ist nur, wie man sagt, heruntergekommen. Aufrecht erhalten durch die Hoffnung, hat sie die letzten fünf Jahre zwar kein unglückliches Leben geführt, aber, ihr selbst unbewußt, ein aufregendes. Plötzlich der Hoffnung beraubt, gerade als sie ihr näher gekommen, erschlafften die hochgespannten Nerven. Nein; ein organisches Leiden ist nicht vorhanden, sie hat aber alle Widerstandsfähigkeit verloren und wir müssen sie nun sorgfältig vor jedem Feinde schützen."

„Und Sie halten Palermo für den geeignetsten Ort zum Ueberwintern."

„Entschieden. Die Luft ist milde und gleichförmig, nicht zu warm, nicht zu kalt, sie stellt daher an die Nerven keine Anforderungen und übt einen ungemein stärkenden Einfluß."

Der Arzt wandte sich hierbei, um seine Zigarre wieder anzuzünden, und gewahrte die Unruhe und Besorgniß auf dem Antlitz seines Begleiters. Er fügte darum schnell hinzu:

„Sie brauchen deshalb nicht in Angst zu sein — nur Pflege thut noth. Ihre Frau hat zu ihrer Genesung eine Hilfe — die wirksamste — sie ist glücklich. Damit werden Sie sie erhalten, und, mein Freund" — der Italiener zögerte einen Moment, dann fuhr er ruhig fort — „Sie haben sich auch ein Recht darauf erworben, glücklich zu sein, mehr als einer. Wären Sie nicht gewesen, dann läge jetzt mancher von uns auf dem Kirchhof in Neapel. Ihre Hilfe ist von großem Nutzen gewesen, Signor; Sie haben manches Leben gerettet mit Gefahr des eignen."

Bei diesen mit Nachdruck gesprochenen Worten schaute der Doktor mit einem Ausdruck zu seinem Begleiter auf, der wohl verstanden wurde.

Ein Recht, glücklich zu sein! James Rushton warf einen Blick auf die stürmische, dunkle Vergangenheit — zwanzig Jahre. Manches Leben hatte er gerettet. Ein Leben aber, das ihm theurer war als alle, das er unwissentlich in Gefahr gebracht hatte, gehörte ihm nun, das zu schützen sein Vorrecht und seine Pflicht war. Er hatte das Glück nicht gesucht: es war zu ihm gekommen.

---

† **Der lenkbare Luftballon** ist jüngst wieder in Paris erfunden worden. Er flog zunächst mit lautem Schall durch die Blätter und wurde mit einer Umständlichkeit, Unwissenheit und Zuversicht beschrieben, daß jedem Freunde des absichtslosen heitern Unsinns das Herz im Leibe lachte. Die alte Erfindung war von Renard und Krebs, die neueste ist von Renard allein. Sie ist wieder eine Armee-Erfindung, so zu sagen eine amtliche Erfindung, und mit solchen Dingen soll man keinen frevelu Scherz treiben; besonders ein Fremdling muß da vorsichtig sein, sonst wirft man ihm Mißgunst, Neid und gar noch Schlimmeres vor. So nahm denn der lenkbare Ballon, nachdem er amtlich zum zweiten Mal entdeckt worden, ungehindert durch das Gedächtniß und die Kritik der Zeitgenossen seinen Flug durch die Zeitungsspalten, und man schüttelte sich unter Glückwünschen die Hände und freute sich auf die „ersten paar schönen Tage", wo der neue Segler der Lüfte vor aller Augen am Firmament umher manövriren sollte, wie ein Kriegsdampfer auf offener See. Doch es giebt auch unter den Franzosen Leute, die dem Zeitungsleser seine heiteren Illusionen und sein Behagen an nationalen Errungenschaften mißgönnen. Böse Menschen brachten die neueste Erfindung in Zusammenhang mit den Voranschlägen für das Armeebudget und deuteten an, es sei die höchste Zeit gewesen, daß für das viele Geld etwas geleistet oder wenigstens in Aussicht gestellt würde, und der „Figaro" ließ daher die neue Erfindung einem unzweifelhaften Sachverständigen unterbreiten. Dieser Sachverständige ist der alte Nadar, der mit seinen 73 Jahren in beneidenswerther Körper- und Geistesfrische bei Sénard als Einsiedler in einem ehemaligen Kloster im Walde haust. Es scheint dem Senior der Luftschiffer ein wahres Fest gewesen zu sein, den aus Unsinn und Humbug gewebten Nimbus, den die Reklame um den alten und den neuesten lenkbaren Ballon gewoben, mit gesundem Menschenverstand und geistreichem Spott zu zerstören. Man glaubt, seine Miene zu sehen, wie er von der alten Erfindung redet und erwähnt, wie damals der „Minister der öffentlichen Unwissenheit" sich erdreistet habe, in der vollen Sitzung des Instituts das große Wort auszusprechen: Ehre der französischen Armee, die die Steuerung des Luftballons entdeckt hat! „Was müssen die Leute in Berlin damals gelacht haben!" fuhr Nadar fort, „die Leute, die etwas von der Sache verstehen. Es giebt deren dort." Jener erste lenkbare Ballon von Renard und Krebs wie der neue von Renard hat in der Gestalt Aehnlichkeit mit einer Cigarre. Der erste soll eine Schnelligkeit von 6,5 m die Sekunde gehabt haben, während der zweite, bedeutend größere es angeblich auf 14 m die Sekunde bringt und dadurch im Stande wäre, entgegenwirkende Luftströmungen zu überwinden. Es liest sich das sehr leicht, aber der erfahrene Nadar erklärt sich vollkommen außer Stande, zu begreifen, wie der Ballon selbst in dem Kampfe zwischen dem eignen Druck von 14 m die Sekunde oder 45 Pferdekräften und dem unberechenbaren Gegendruck der Luftströmungen sich werde behaupten können. Im Uebrigen ist der alte Luftschiffer der Meinung, daß die beiden Militär-Erfindungen ein hoffnungsloses Mittelding zwischen zwei Sachen darstellen, die einander gegenseitig ausschließen, zwischen dem eigentlichen Luftballon, einer Blase, die ein Gas enthält, das leichter ist als die atmosphärische Luft und die ihrer Natur nach nicht lenkbar sein kann, und der Flugmaschine, die, wie der Vogel und die Fliege, schwerer ist als die Luft und die Lenkbarkeit besitzt. „Die Natur" — sagt er — „ist unsere ewige Lehrerin. Sie werden im ganzen Weltall kein einziges lebendes Wesen finden, welches sich in der Luft selbst steuert, ohne spezifisch schwerer und dichter zu sein als die Luft. Verlangen sie doch diese Steuerkraft einmal von der Seifenblase!" „Wenn aber nun doch — fragte zuletzt der Interviewer — das anscheinend Unmögliche geschähe, wenn es Jemand gelänge, Ihnen zu beweisen, daß doch die Frage gelöst wäre, wenn vor Ihren Augen ein Ballon erschiene, der sich nach Ihrem Winke durch und gegen die Luftströmungen bewegte . . ." „Das heißt mit anderen Worten" — rief Nadar —, wenn man dazu käme, mir zu beweisen, daß 1 mal 1 gleich 3 sind? Selbst dann, mein Herr, wenn es meinem Auge schiene, daß ein gesteuerter Ballon vor ihm schwebe, so würde ich meinem Auge sagen: „Das ist falsch! Du belügst mich!"

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.